Zeitschrift: St. Galler Jahresmappe
Band: 34 (1931)

Artikel: Aus den Pariser Jahren Heinrich Heines
Autor: Müller, Max
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-948279

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aus den Pariſer Jahren Heinrich Heines.

Von Dr. Max Müller (Paris).

Dieſes Frühjahr werden hundert Jahre verfloſſen ſein, daß Heinrich Heine ſeine rheiniſche Heimat, die ſeinen frühen Dichterruhm geſehen, mit Paris vertauſchte. Zweiundeinhalb Dezennien hat er hier verbracht, bis ihn die unerbittliche Krankheit für immer in die franzöſiſche Erde bettete. Das Experiment iſt vereinzelt geblieben; trotz einer vermehrten internationalen Freizügigkeit und einem neuerdings geprieſenen europäiſchen Vaterland hat es kein großer deutſcher Dichter mehr unternommen, ins franzöſiſche Geiſtesleben unterzutauchen, um hier neue Quellen für ſein Genie zu erſchließen. Es ſcheint vielmehr eine literariſche Maxime geworden zu ſein, daß ein ſeinem Volkstum entfremdeter Schriftſteller an ſchöpferiſcher Kraft verliert oder zum mindeſten von ſeiner Nation nicht mehr verſtanden wird. Eine tendenziöſe Literatur hat bei Heinrich Heine nachweiſen wollen, wie verderblich für ſeine dichteriſche Entwicklung wie für ſeine Charakterbildung als Menſch und Bürger der Aufenthalt in Paris geworden iſt, wie er durch die Tagesſchriftſtellerei und den Boulevardgeiſt das deutſche Volk um die Meiſterwerke brachte, die es vom Poeten des „Buches der Lieder“ zu erwarten berechtigt war.

Soviel iſt gewiß, daß jener 1. Mai 1831, an welchem der junge Dichter und Pamphletär die franzöſiſche Grenze überſchritt, um mit der Diligence in drei Tagen Paris zu erreichen, für ſeine Laufbahn beſtimmend wurde. Er hatte lange gezögert, bis er dieſen Entſchluß faßte, denn er war ſich mit jener Hellſichtigkeit, die wir alle in gewiſſen Augenblicken über die Konſequenz eines Schrittes in uns tragen, wohl bewußt, daß ſeine geiſtige Einſtellung wie ſeine politiſche Rolle von der neuen Atmoſphäre zwingend beeinflußt würden. Ja, der Lyriker in ihm, der die deutſche Mutterſprache über alles liebte, proteſtierte leiſe; aber Heine war damals ſchon kein Nur-Lyriker; er hatte an den politiſchen und ſozialen Ideen der Zeit Anteil genommen, und ſein zur Satire veranlagter Geiſt fand in Paris einen Nährboden, wie ihn das damalige Berlin oder München nicht boten, um mit Georg Brandes zu reden. Dennoch ſagte er wahr, wenn er in jener Reiſe etwas von einem dunkeln Geſchick vorausahnte; der Zug des Exilierten, des Fremden haftet an ſeiner Laufbahn; ein Hauch des Heimwehs umſchwebt ſeine Grabſtätte, an der ſich alle jene finden, die ſelbſt die Sehnſucht nach einem fernen Jugendlande in ſich tragen.

*

Der Dichter iſt im Hôtel de Hollande abgeſtiegen, wohin ihm ſeine Freunde unter dem Decknamen eines Dr. Donndorf ſchreiben ſollten, denn er fürchtete als deutſcher Verſchwörer Schwierigkeiten mit der Polizei Louis-Philippes zu bekommen. Das Frankreich von 1831 hatte die Revolution der “Trois Glorieuses” vergeſſen und war verbürgerlicht, doch bot es zahlreichen Demokraten und Freigeiſtern aus Deutſchland ein bereitwilliges Aſyl. Heine ſelbſt war für die Ideen Saint-Simons entflammt, welche die ſoziale Erneuerung der Geſellſchaft bringen ſollten. Allein die geiſtige und künſtleriſche Atmoſphäre von Paris ſprach zu ſeinem empfindſamen Weſen in anderer Weiſe: aus dem Konſpirator machte ſie einen Kontemplator. Statt wie ſein Landsmann Börne die deutſchen Schmiede und Seifenſieder in den Faubourgs aufzuſuchen und mit revolutionären Theorien zu belehren, liebte Heine zu flanieren und Verſe zu erſinnen. Er ſtreift durch die Tuilerien, das Quartier Latin, ſteht vor der Vendômeſäule, dem Invalidendom, den er deſpektierlich einem ungeheuren Kochtopfe vergleicht – die Aſche Napoleons, für den er ſchwärmte, war damals noch nicht von St. Helena übergeführt – er macht ſeinen Spruch über die Akademie der Unſterblichen, lernt in der Morgue das Gruſeln, ſchäkert mit einer Blumenverkäuferin des “Passage des Panorama”, betrachtet in den Galerien des Palais Royal die zierlichen Füßchen der Loretten, ſucht ſich durch ein kleines Abenteuer im Pariſeriſchen zu vervollkommnen.

Die Geſellſchaft Enfantins und der übrigen Schüler Saint-Simons erſcheint ihm raſch in ihrer Lächerlichkeit; wie Horaz meidet er das profanum vulgus, deſſen Umgang nicht in ſeinem Weſen liegt. Eine andere Seite des franzöſiſchen Lebens beginnt ihn zu intereſſieren: die Tagespolitik, das Theater, zwiſchen denen er eine innere Verwandtſchaft erkennt. „In Frankreich,“ ſchreibt er einmal, „gehen alle großen ſchauſpieleriſchen Talente der Männer in die Politik, während die begabten Frauen nur die Bühne zur Verfügung haben. Darum finden wir im franzöſiſchen Theater größere Schauſpielerinnen als Schauſpieler; die erſten Rollen der letzteren werden in der Diplomatie und im Parlament geſpielt.“ Heine will ein geiſtiger und politiſcher Vermittler zwiſchen Frankreich und den Deutſchen werden, die Rolle wieder aufnehmen, wie ſie Grimm und Madame de Staël im 18. Jahrhundert geſpielt. Franzöſiſche Zeitſchriften laden ihn ein, über deutſche Literatur und Zuſtände zu ſchreiben; ſelbſt die zugeknöpfte “Revue des Deux Mondes” Buloz' öffnet dem angeſehenen ausländiſchen Proſaiſten ihre Spalten. Um ſeinerſeits auf die deutſchen Lande zu wirken, die Vorurteile gegen Frankreich zu bekämpfen, das eigene Volk um all das zu bereichern, was eine hochſtehende intellektuelle Kultur Aſſimilierbares für Politik und Geiſtesleben jenſeits des Rheins bot, griff er zur Feder des Journaliſten. Man ſage nicht, daß Heine ſeiner Poetennatur Gewalt angetan habe: ſeine „Reiſebilder“ waren bereits journaliſtiſche Proben von genialem Wurfe geweſen. Gewiß hatte ſich die Notwendigkeit, ſich eine Exiſtenzquelle zu erſchließen, hinzugeſellt. Vielleicht, wenn Onkel Salomon in Hamburg ſeinen Sybaritenwunſch erhört hätte: „Leih' mir 100,000 Taler und vergiß auf immer deinen Neffen, der dich liebt!“ würde Heine nicht Pariſer Korreſpondent der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ geworden ſein mit all den politiſchen und ſtiliſtiſchen Kompromiſſen, die ein ſolches Amt in den damaligen Verhältniſſen der Zenſur und Polizeiüberwachung mit ſich brachte. Aber entſprach nicht der Beruf des Tagesſchriftſtellers wie kein anderer ſeiner geiſtigen Beweglichkeit, ſeiner leidenſchaftlichen Kritikluſt, ſeiner ſcharfen Beobachtungsgabe für Menſchen und Dinge. Das öffentliche Leben allein vermittelt die große Wiſſenſchaft des Menſchen, pflegte er zu ſagen. Diejenigen, die ihm den Verrat an der Muſe nicht verzeihen und den Journalismus als eine Ablenkung vom Ewigkeitsſchaffen des Dichters herabſetzen, weil er an die wandelbaren Umſtände des Tages geknüpft iſt, vergeſſen, daß es auch im Völkerleben Werte gibt, die nach geſtaltender Form verlangen und Ewigkeitsgehalt haben können wie menſchlich-individuelle Erlebniſſe. Heine hat ſelbſt ſeine Tätigkeit im Journalismus mit ſo hohem Ernſt aufgefaßt und ſeines ſchriftſtelleriſchen Talentes durchaus würdig betrachtet, daß er die für die Augsburger Zeitung von 1831–1844 geſchriebenen Artikel unter dem Titel „Franzöſiſche Zuſtände“ ſeinen Werken einverleibte. Er war ſich bewußt, daß er von einer ſolchen Tribüne auf ſeine Zeit und ſein Volk einen tiefer greifenden und beſtändigeren Einfluß ausüben konnte als durch Pamphlete und ſatiriſche Wochenblättchen, die nur unter dem Mantel zirkulieren durften. „Die ‚Augsburger Allgemeine Zeitung‘,“ heißt es in der Vorrede, „welche ihre weltberühmte Autorität ſo ſehr verdient, und die man wohl die allgemeine Zeitung von Europa nennen dürfte, ſchien mir wegen ihres Anſehens und ihres großen Abſatzes das geeignete Blatt für Berichterſtattungen, die

das Verſtändnis der Gegenwart beabſichtigen. Wenn wir es dahin bringen, daß die große Menge die Gegenwart verſteht, ſo laſſen ſich die Völker nicht mehr von den Lohnſchreibern der Ariſtokratie zu Haß und Krieg verhetzen; das große Völkerbündnis kommt zuſtande; wir benutzen zum Pflug die Schwerter, und wir erlangen Frieden und Wohlſtand und Freiheit. Dieſer Wirkſamkeit bleibt mein Leben gewidmet; es iſt mein Amt." Wer heute nach hundert Jahren die Zeitberichte Heines lieſt, iſt von der ſcharfſinnigen Durchdringung der franzöſiſchen Eigenart, ſei es in der Politik, in den Sitten, in den Perſönlichkeiten, von Bewunderung erfüllt. Seine Charakteriſtiken eines Louis-Philippe, eines Thiers, eines Guizot, eines Victor Couſin, eines Lamartine ſind von einer Wahrheit, daß man die Typen der lebenden franzöſiſchen Staatsmänner darin wiederzuerkennen glaubt. Der Député, den die Eitelkeit, das Streben nach Einfluß und ertragreichen Ämtern mehr beherrſcht als die politiſche Überzeugung, findet in ihm einen unbarmherzigen Spötter. Er geißelt die materiellen Intereſſen in der Politik, „welchen unſer Zeitalter (die Dreißiger Jahre) ſo inbrünſtig huldigt". Wie ſucht er als Eſſayiſt den Staatsmännern gerecht zu werden, die eine falſche Legende im Ausland als kriegeriſch hinſtellt. So, wenn er Victor Couſin auf dem Boulevard in Betrachtung deutſcher Stiche verſunken findet, ihn vortrefflich über Hegelſche Philoſophie, deutſches Gemüt und deutſche Gerechtigkeitsliebe reden läßt, während jenſeits des Rheins die Säbel gegen dieſen „Erzfeind" gewetzt werden. „Es mag unſere Sympathie für franzöſiſche Staatsmänner manchmal dadurch geſteigert werden," ſchreibt Heine in einem Artikel, „daß wir ihnen eine heilſame Geſinnung für Frankreich zutrauen, und denen wir es verdanken, in friedlicher Muße das Bündnis zwiſchen Frankreich und Deutſchland begründen zu können." Seine Gedanken haben, wie man ſieht, ihre Aktualität nicht verloren; er war ein „Locarniſt" vor der Zeit, und wenn alle deutſchen Journaliſten in Paris ihre völkerverbindende Miſſion mit dem Ernſte Heines aufgefaßt hätten, würde das Werk der Verſtändigung ſeit einem Jahrhundert mehr Fortſchritte gemacht haben. In dem einen und andern Tagesurteil mag er ſich getäuſcht haben, ſo wenn ihn ſein Kultus für Napoleon dazu verleitet, die republikaniſche Unfähigkeit der Franzoſen für alle Zeit zu behaupten. Was er dagegen über die franzöſiſche Preſſe ſagt, das könnte ebenſogut heute gedruckt ſein. „Die Artikel in den franzöſiſchen Blättern ſind im allgemeinen beſſer geſchrieben und logiſcher abgefaßt als in den deutſchen, wo ſich der Stiliſt durch den Urwald ſeiner Ideen mühſam durchkämpft. Aber während in Deutſchland ſelbſt der obrigkeitliche Zenſor ein Mann von gemütlicher Vielſeitigkeit iſt, disziplinieret der Chefredakteur eines franzöſiſchen Journals als praktiſcher, einſeitiger Franzoſe den Gedanken, ja den Ausdruck ſeiner Mitarbeiter." Cela n'entre pas dans l'idée de notre journal! Wie oft hat ſich dies der deutſche Schriftſteller ſagen laſſen müſſen, wenn er die franzöſiſche Leſerwelt mit Aufſätzen über ausländiſche Verhältniſſe intereſſieren zu können glaubte!

Wenn ſeine Freunde den einſtigen Revolutionär im Korreſpondenten des großen ſüddeutſchen Blattes, geſchweige im Mitarbeiter konſervativer franzöſiſcher Zeitſchriften nicht wiederfanden, ſo ſagte Heine doch von ſeiner Pariſer Warte aus Europa manche politiſche Wahrheiten, daß Metternich bei der Augsburger Redaktion wiederholt intervenierte und der König von Preußen bei Guizot im Intereſſe eines freundlichen Nachbarverhältniſſes gegen die deutſchen Flüchtlinge Maßnahmen verlangte. Heine und der Schweizer Herwegh entgingen der Ausweiſung, die damals Karl Marx und ſeinen Kreis traf. Die Feinde des Dichters haben den Stab über ihn gebrochen, als 1848 in den Archiven des Miniſteriums der Beweis gefunden wurde, daß Heine während vieler Jahre eine Penſion von Thiers empfangen hatte, die ihm ſeine Gönnerin, die Fürſtin de Belgiojoso, erwirkt, um ihn aus ſeinen ſteten Geldverlegenheiten zu befreien. Gewiß wäre es für das Anſehen des Polemikers vorzuziehen geweſen, wenn ſein beruflicher Schild blank geblieben wäre; aber bei der Gepflogenheit in Frankreich, Stipendien für heimatloſe, der demokratiſchen Sache in der Welt ergebene Schriftſteller auszuſetzen, ohne von ihnen weitere Verpflichtungen zu verlangen, bildete es eine Übertreibung, Heine der Käuflichkeit anzuklagen. An ſeinem Liberalismus hat dies nichts geändert. Die Rückſichtnahme, die er ſich dem Regime Louis-Philippes gegenüber auferlegte, machte ihm ſchon die bloße Gaſtfreundſchaft zur Pflicht. Die Augsburger Zeitung brach damals mit ihm, ſich in diplomatiſcher Weiſe bei ihren Leſern entſchuldigend. Der Schriftſteller machte übrigens ſeinen Vertrauten gegenüber kein Hehl daraus, wie unbehaglich ihm das Bewußtſein des Jahrgeldempfanges war: „Ich hatte früher die franzöſiſchen Staatsmänner nach ihrem Verdienſt rühmen können; jetzt wagte ich kein Lob mehr auszuſprechen, aus Furcht, man könnte mich als einen Söldling betrachten!" Aber es war ihm ohne dieſen pekuniären Zuſchuß nicht möglich, in der teuren Stadt auszukommen, hat doch ſchon Bossuet geſagt, daß ein Schriftſteller, der mit ſeinem Hausſtande in finanziellen Nöten iſt, ſich nicht im Vollbeſitz ſeiner geiſtigen Mittel fühlt.

*

Dies führt uns auf das Leben Henri Heines in Paris. Er war, was man einen Bonvivant nennt, der den Genüſſen der Tafel und der Geſellſchaft ſchöner Frauen ihren Platz im Daſein nicht verkümmert. Lutetia iſt eben nicht nur der Gipfelpunkt des Intellektualismus, den die Welt bewundert, ſondern gleichzeitig eine der verführeriſchen Stätten des Materialismus. Und Heines Natur war ſchon nach ſeiner Abſtammung für dieſe beiden Einflüſſe im ſelben Maße zugänglich. Er hat ſeine jugendliche Bekehrung zum Proteſtantismus wenig ernſt genommen und zum Puritaner nie Neigung geſpürt. Man wollte ſein deutſches „Gemüt" aus nichtjüdiſchem Herkommen ſeiner Mutter ableiten, aber der Dichter ſelbſt maß dieſen Dingen wenig Bedeutung bei. Welches die ethniſchen oder nationalen Urgründe einer Perſönlichkeit ſein mögen, das jahrlange Ambiente von Paris modelt ſie alle um und formt ſie nach ſeinem Bilde. Heine liebte dieſe Stadt mit ganzer Seele und verſtand wie wenige ihre Atmoſphäre. Als er einmal nach einer vierwöchigen Reiſe durch die Normandie und die Bretagne zurückkehrte, ſchrieb er: „Das Herz jauchzte mir in der Bruſt, als der Poſtwagen über das geliebte Pflaſter der Boulevards rollte, als ich am erſten Putzmacherinnenladen mit lächelnden Griſettengeſichtern vorüberfuhr, als ich das Glöcklein des Coco-Verkäufers vernahm, als die holdſelige ziviliſierte Luft von Paris mich wieder anwehte. Ich hätte den erſten Nationalgardiſten in der Bärenmütze umarmen mögen. Warum übt Paris einen ſolchen Zauber auf Fremde aus, die in ſeinem Weichbild einige Jahre verlebt?"

Der Dichter wohnte die erſte Zeit in der Rue des Grands-Auguſtins, in der Nähe, wo Balzac ſeine Druckerei betrieb und der Vater von Anatole France ſich als junger Buchhändler aus der Touraine niederließ. Das Haus ſteht noch (Nr. 25) und erinnert mit ſeinen ſchmiedeeiſernen Fenſtern und dem mächtigen Portal, daß es einſt zu den herrſchaftlichen Behauſungen gehört hat. Dieſe Adreſſe figuriert auf dem Regiſter der Eheſchließungen der Mairie von St-Sulpice, wo ſich Heine 1841 mit Mathilde Mirat vermählt hat.

Die Rue des Grands-Auguſtins führt an die Seine, unweit des Pont Neuf, der den Dichter auf nächtlichen Heimwegen zu düſtern Viſionen über den dunkeln Waſſern inſpirierte. So erzählte er einmal: „Drunten zwiſchen Pfeilern und

Brückenbogen kamen plötzlich bis zur Bruſt nackte Menſchen zum Vorſchein, in den Händen brennende Lämpchen haltend. Sie ſchauten mit bedeutenden Blicken zu mir herauf, und ich nickte ihnen in geheimnisvollem Einverſtändnis zu. Erſt der Glockenſchlag von der nahen Notre-Dame-Kirche, der ein Uhr verkündete, vertrieb den Spuk." Waren es die Vorahnungen der grauſamen Krankheit, die nicht verzeiht, welche ſein Hirn zu ängſtigen begannen? Ein andermal ſah er die luſtigen kleinen Blanchisseuses, welche die Medizinſtudenten an Mi-carême zum Ball der "Grande Chaumière" (dem Vorgänger des Bal Bullier) zum Tanze führten, in den kalten Fluten untertauchen. Der Dichter bewohnte im Laufe ſeiner Pariſer Exiſtenz zahlreiche Viertel, vertauſchte das Quartier Latin mit dem Montmartre, die Cité Bergère mit den Champs Elysées. Er war ein Bohème, und da ſeine Nerven immer empfindlicher wurden, hielt er es in dem damaligen Paris, das offenbar in ſeiner Art nicht weniger lärmend war wie das heutige, nirgends lange aus. Wir treffen ihn in der Rue Bleue – ſeine Freundin Mathilde wohnte in unmittelbarer Nachbarſchaft in der Rue Cadet, wo ſich heute der Grand-Orient befindet –, dann als Ehemann im Faubourg Poissonnière, das längſt kein idylliſches "Faubourg" mehr iſt, ſondern ein verkehrsreiches Geſchäftsviertel, wo unſere jungen Schweizerkaufleute in den Exportfirmen arbeiten. Die enge Seitenſtraße, die die Beſucher ſchildern, iſt die lärmende Rue des Petites Ecuries geworden. Eine einzige poetiſche Erinnerung iſt geblieben, nicht an Heine, ſondern an den ihm geiſtig verwandten Lyriker Sully Prudhomme, der hier 1839 geboren wurde. Heine zog in der Folge in die Rue des Martyrs, die durch die Loretten und Künſtler berühmt war, die hier ihre Landhäuſer bauten, doch vertrieben ihn die Klaviere; er beſaß auf den Batignolles (der heutigen Rue d'Amſterdam) eine Zeitlang ein Häuschen mit Garten, deſſen Pflaumenbäume er beſungen hat, und etablierte ſich ſchließlich in der Rue de Matignon, beim "Rond Point des Champs Elysées", die ſeine „Matratzengruft" werden ſollte. Eine Marmortafel wurde vor einigen Jahren an dem heutigen modernen Gebäude vom Pariſer Stadtrat angebracht.

*

Man hat über Heines Gattin mancherlei Ungünſtiges geſchrieben, wohl hauptſächlich deshalb, weil ſie eine Franzöſin und aus ungebildetem Stande war. Aber wenn man die Briefe der Zeitgenoſſen lieſt und ſich vor Augen hält, daß der Dichter bis an ſein Ende nicht nur der Pflegling, ſondern der leidenſchaftliche Liebhaber ſeiner Frau war, daß er erbitterte Kämpfe mit ſeiner Familie in Deutſchland führte, nur um Mathilde nach ſeinem Tode ſichergeſtellt zu wiſſen, daß er in ſeinem Teſtamente verfügte, man möge ihm im katholiſchen Teile des Montmartre-Friedhofes begraben, damit ſpäter ſeine Gemahlin mit ihm in derſelben Gruft ruhen könne, wird man bekennen, daß ſeine Ehe nicht zu den unglücklichen gezählt haben kann. Ja, ohne dieſe einfache, heitere Natur um ſich, die ſich nicht um den Schriftſtellerruhm kümmerte, wohl aber ihrem Manne nach echter Franzöſinnenart täglich neu zu gefallen ſuchte, und einer ſelbſtverſtändlichen Hingabe für den jahrelang Gelähmten ſich fähig zeigte, hätte Heine wahrſcheinlich den Kampf mit den Dämonen ſeines Schickſals früher aufgegeben. Man darf ſich durch die boshaften Bemerkungen vom Ehekreuz, die er in ſeine Geſpräche und Briefe da und dort eingeſtreut, nicht irreführen laſſen, gehörte er doch zu jenen rückſichtsloſen Geiſtern, die eines Witzes willen ihre treueſten Seelen und – ſich ſelbſt zum beſten haben. „Wählt man ſeine Frau?" meint er einmal einem Beſucher gegenüber, „ſo wenig wie ſeine Nationalität oder ſeine Religion!" Heine hatte Mathilde Mirat als junges Ding bei ſich aufgenommen, bezaubert von ihrer frühreifen Schönheit. Ihre Tante ſoll ſie gegen eine Abfindungsſumme dem vornehmen deutſchen Herrn anvertraut haben, wenigſtens hieß es ſo in dem Dorfe, wo die Mutter Dienſtfrau war. Mathilde wußte, was Paris einem alleinſtehenden Mädchen ohne Schutz bereit hält und hatte von Freundinnen gehört, daß ein Deutſcher ein treuerer Ehemann zu ſein pflegt als ein Pariſer. Da ſie jeder Bildung ermangelte, ſchickte der Dichter ſeine petite femme in ein Penſionat, doch ſcheint ſie nicht lange auf der Schulbank ausgehalten zu haben. Zeitlebens lernte ſie nicht deutſch und brachte es über einige konventionelle Sätze nicht heraus, mit denen ſie die Beſucher empfing. Heine lachte über dieſe Unkenntnis und meinte zu den Freunden: „Ich bin wenigſtens ſicher, daß Mathilde mich nicht meiner Gedichte wegen liebt, wie es andern Lyrikern ergeht!" In der Tat kannte ſie ſeine literariſchen Kämpfe nicht und wußte nicht um den Haß, den ſie ihrem Manne eintrugen. So konnte dieſer, wenn ihn die Reue wegen des grollenden Vaterlandes verdüſterte, in jenem Gedichte ſagen: meine Frau, lieblich wie die Morgenröte, verſcheucht mit ihrem Lächeln meine deutſchen Sorgen . . .

Daß Mathilde Mirat die elegante Pariſerin geweſen ſei, als die ſie der Liebaber zuweilen hinſtellt, darf man bezweifeln; ihr Typus der raſſigen Brünetten mit regelmäßigen Geſichtszügen und lachendem Munde, aus dem zwei Perlenreihen ſchimmerten, verlieh ihr den ſinnlichen Charme einer Odaliske, doch ging ihr jene Verfeinerung und geiſtige Regſamkeit ab, die man bei der gebildeten Franzöſin findet. Sie wußte ſich bei der angeborenen Koketterie der Pariſer Midinette vorteilhaft zu kleiden und hatte eine natürliche Art, ſich zu geben. Ein Beſucher, der ihre äußere Erſcheinung mit Maria Stuart vergleicht, erzählt, daß ſie bei einem Gaſteſſen mit Richard Wagner und Heinrich Laube die Gemahlinnen dieſer beiden kongenialen Deutſchen ausgeſtochen habe, aber die Schauſpielerin Fanny Lewald, die als weibliche Zeugin ſtrenger urteilt, vergleicht Mathilde einer gezierten Kaſſenmamſell, wie man ſie in vielen Pariſer Geſchäftshäuſern antreffe. Geheiratet hat ſie der Dichter, nachdem ſie jahrelang in freiem Bunde gelebt, am Vorabend ſeines Duells mit einem gewiſſen Strauß. Die Sorge, ſeine Gefährtin könnte bei einem tragiſchen Ausgange erbrechtlich ſchlecht geſtellt ſein, diktierte ihm dieſen Entſchluß; er hat allerdings nach ſeiner leichten Verwundung in einem Briefe an den Verleger Campe geſpottet, daß er ein ſchlimmeres Duell eingegangen ſei, weil dieſes erſt mit den Tode eines der beiden Kombattanten endigen werde! Man weiß, daß es an häuslichen Auftritten nicht mangelte und Mathilde ihre Launen beſaß, wenn auch die Eiferſuchtsſzenen, die ihr der Dichter im hochgradigen Krankheitszuſtande machte, als er ſich nachts vor ihre Kammer ſchleppte, nach der Ausſage des Arztes Dr. Gruby pathologiſche Hirngeſpinſte waren. Was das Kapitel der ehelichen Treue anging, ſo hatte nicht Heine, ſondern die Gattin Anlaß zur Klage. Die vielen Frauengeſtalten, die in ſeinen Gedichten verherrlicht ſind, hatten oft eine leibliche Exiſtenz und ſind nicht nur Silhouetten, die er in der Paſſage de l'Opéra, ſeinem gewohnten Standort, flüchtig erſpäht. Rührend lieſt ſich jenes Eheerlebnis, das ſein Sekretär Alexander Weill in einem Briefe erzählt. Der Dichter war aus dem Salon der Schauſpielerin Rachel früher fortgegangen, um ſich mit einer Schönen vom Ball Mabille, der kecken Friſette, zu treffen. Frau Heine ahnte eine Untreue und fand ſich zufällig in demſelben Theater ein, wo ihr Mann in einer Loge neben Friſette thronte. Ohne eine Szene zu machen und ohne die Rivalin eines Blickes zu würdigen, legte ſie nur die Hand auf die Schulter ihres Gatten: „Henri, das tuſt du mir an?" und ging hinaus. Der Schriftſteller, dem alle Luſt zum Abenteuer vergangen war, eilte ſeiner Gattin ins Freie nach und wollte nur noch ſie auf der Welt kennen. War

auch Mathilde nicht das ideale Frauenbild, das der Jüngling in feiner Coufine Amalie befungen, fo hielt fie ihn mit irdifchen Genüffen feft: einmal mehr follte fich in einer Dichterexiftenz das Doppelbild der Liebe aus dem berühmten Gemälde Titians bewahrheiten. Frau Heines kleine Sünde war die Gourmandise, und da ihr Gatte eine lukullifche Tafel nicht verfchmähte, verftanden fie fich nach diefer Seite des Lebensgenuffes ausgezeichnet. Im "Bœuf à la mode", im "Rocher de Cancale", bei Perrette im Palais Royal fieht man fie in Gefellfchaft Théophile Gautiers und anderer Feinfchmecker diefer Leidenfchaft huldigen, fo oft es der Zuftand der Monatskaffette erlaubte. Im übrigen begnügten fie fich mit ihrer kleinbürgerlichen Exiftenz, und die Nachbarn kannten fie nur unter dem Namen "Monsieur et Madame Enrienne" (französifche Ausfprache von Henri Heine). Stieg ein Bewunderer aus Deutfchland die engen drei Treppen hinauf, fo erklärte die Bonne oder Frau Heine, welche gegen die fchwarzen Befuchsfräcke ein inftinktives Mißtrauen befaß, hartnäckig, daß Monfieur nicht zu Haufe fei, bis diefer feinen Kopf aus dem Arbeitskabinett fteckte und den willkommenen Freund herzlich aufnahm. „Meine Frau verfteht nicht deutfch, außer wenn ich mit einer jungen Dame fpreche!" fcherzte der Dichter. Das Innere war ohne Originalität, aber fauber gehalten: ein Salon mit Mahagonimöbeln, die in rotem Samt tapeziert waren, ein lebensgroßes Porträt des Dichters und einige Stiche von Léopold Robert an der Wand, in der Ecke des Wohnzimmers ein Papagei, der Herr des Haufes im Schlafrock – kurz ein Interieur der Louis-Philippe-Epoche, das die romantifchen Verehrer und Verehrerinnen Heines arg enttäufchte.

*

Wie fah der Dichter felbft aus? In den erften Jahren feines Parifer Aufenthaltes, als ihn noch nicht das Augenleiden entftellte, gehörte er zu den fchönen Männern; nicht, daß er fich in feinem Äußern die Allüren eines Dandy gab; eine unmerkliche fchriftftellerifche Nachläffigkeit haftete ihm immer an. Aber die hohe Stirn, die feitlich abfallenden dunkelblonden Haarfträhnen – ein Porträt, an dem er hing, verlieh ihm etwas Albrecht-Dürerhaftes –, das ungemein bewegliche und wechfelnde Augenpaar, der melancholifche, mitunter verächtliche Zug um den Mund machten ihn intereffant. Heinrich Laube, der ihn 1839 fchildert, notiert die etwas kurze, in die Breite gehende Statur, die in der geiftreichen Unterhaltung fich aufhellenden Augen, deren Lider fonft meift gefenkt find. Auf feine feinen, fchmalen Priefterhände war Heine noch in feinem elenden Zuftande ftolz. Die Stimme hatte etwas Scharfes, entbehrte aber nicht des Wohlklanges. Er konnte fich eines leichten deutfchen Akzents beim Sprechen nie ganz entledigen, beherrfchte aber das Französifche mit großer Gewandtheit und in allen feinen Nuancen. Das feine Ohr einer Caroline Jaubert wollte in feinen Unterhaltungen immer einen Stich ins Germanifche heraushören; obwohl man feine Verve und feinen Esprit demjenigen Voltaires verglich, ermangelte ihm jene "légerté de touche vraîment française". Seine Witze und Bonmots – die er forgfältig kultivierte – machten in den Salons die Runde, und Heine genoß eine wirkliche Boulevardberühmtheit. Er verkehrte bei Alfred de Vigny, der Romanfchriftftellerin George Sand, Ste-Beuve, Jules Janin, Madame de Girardin, und in dem bereits früher erwähnten Salon der fchönen Mailänderin Princeffe de Belgiojofo, wo ein geiftiger Eklektizismus herrfchte. Er wurde an die Tafel französifcher Miniftер geladen, Thiers vorgeftellt, und wäre wahrfcheinlich bis in die höheren Kreife der französifchen Gefellfchaft eingedrungen, wenn ihm nicht feine unftandesgemäße Heirat den Weg verrammelt hätte. Ein neuerer Biograph, Camille Mauclair, hat dem deutfchen Dichter jedes nähere Verhältnis zur wahren französifchen Gefellfchaft abfprechen wollen und an feinen Urteilen nur das Unfranzöfifche gefehen. Richtig ift, daß der Dichterftolz in Heinrich Heine zeitlebens ftark genug blieb, daß ihm der Gedanke an eine Naturalifation in Frankreich als eine Untreue an fich felbft erfchien. Er mochte politifch mit feinem Vaterlande auf gefpanntem Fuße ftehen, mit der Gefühls- und Gedankenwelt feines Volkes blieb feine Seele verwachfen. Der Pamphletär übte verbiffene Kritik an den Einrichtungen und Verkehrtheiten Deutfchlands, aber der Dichter war gerührt, daß Soldaten und Handwerksburfchen jenfeits des Rheins feine Lieder fangen. Er wußte, daß er für die Franzofen nicht mehr als ein amüfanter Causeur war und fein poetifches Genie nur von den Deutfchfprechenden verftanden werden konnte. Wie oft hat er den Reichtum und die Melodie der deutfchen Sprache dem verftandesmäßig-eleganten Französifch entgegengehalten, in welchem fich gewiffe poetifche Gefühle, wie er meinte, wegen der Präzifion der Worte gar nicht ausdrücken ließen. Es fehlte die Myftik: „O Narrheitsglöcklein, Glaubensglocken, wie klinget ihr daheim fo füß!" Vielleicht nirgends fo deutlich wie in feinen Theaterbriefen zieht Heine den Trennungsftrich zwifchen französifchen Sitten und französifchem Empfinden gegenüber deutfcher Art. Die verfchiedene Bewertung des jungen Mädchens und die Stellung der Frau in der Gefellfchaft veranlaffen ihn zu geiftvollen Differtationen. Hier muß man das Tiefforschürfende und die Weltliteratur Bereichernde am Parifer Werke Heinrich Heines fuchen gehen. Das „Exil" des Dichters, der bekanntlich von Polizeimaßnahmen – es fei denn gegen feine Werke – verfchont blieb und mehrere Reifen nach Deutfchland unternahm, hat nur diefen geiftigen Sinn. Seiner Mutter, die er feit einem Jahrzehnt nicht mehr gefehen, weil er ihr feinen Krankheitszuftand verheimlichen will, widmet er feine tiefften Verfe des Heimwehs: Deutfchland ift kraftvoll; es wird immer leben, aber eine alte Frau kann fterben, und ich werde fie nicht mehr fehen . . .

*

Man mag über Heines Handeln verfchiedener Anficht fein, die Maßlofigkeit feiner Angriffe tadeln, die Auswüchfe feines Stils nicht billigen, aber Bewunderer und Feinde müffen fich vor dem heroifchen Trotz, den er dem körperlichen Siechtum gegenüber bewies, verneigen. Ohne religiösen Glauben, von der Mitwelt vergeffen, ein hilflofer Gelähmter in der Hand feiner Wärterinnen, fand er in feinem überlegenen Geifte während Jahren die Kraft zum Leben und zum Lächeln. In feinem Krankenzimmer der Rue de Matignon, wo man ihn an fonnigen Tagen auf den Balkon trug, und zu feinen Füßen das vergnügungsluftige Paris unter den Bäumen der Champs Elysées luftwandelte, entftanden die ergreifenden Lazarus-Gefänge, diefes de Profundis eines Lebenden. Nie können wir an diefer Stätte vorübergehen, ohne uns des unglücklichen Dichters zu erinnern. Das Leiden und Sehnen, das aus dem Jüngling den unvergleichlichen Sänger gemacht, es kehrte nach dem raftlofen Kämpferdafein in der Weltftadt an das Schmerzenslager des fünfzigjährigen Dichters des „Romanzero" zurück. Wie fie langfam kriecht, diefe häßliche Schnecke, die Zeit, ftöhnte fein Leib, während vor feinem geiftigen Auge der lange Zug der Vifionen vorüberglitt. „Vielleicht bin ich längft geftorben und mein hohler Schädel dient den Geiftern zum nächtlichen Spuk!" fagt er in einem feiner düftern Gedichte. Fieberhaft füllte er mit feiner großzügigen Handfchrift die weißen Blätter. Hatte er einen Artikel oder ein Spottgedicht gefchrieben, dann wartete er mit ungeduldiger Neugier auf die Wirkung, als ftände er noch mitten im Streit des Tages. Ab und zu erhielt er noch einen Befuch von feinen künftlerifchen Freunden in Paris, dem treuen Théophile Gautier, von Berlioz, dem er einft bei feiner Vermählung mit der englifchen Schaufpielerin Smithson Zeuge

gewesen war und den er später in seinen Epigrammen – wie alle Musiker – nicht verschont hatte, von Gérard de Nerval, seinem Übersetzer und romantischen Schicksalsgenossen. Nachdem dieser ein Jahr vor ihm aus drohender geistiger Umnachtung den Tod gesucht, bemühte sich Heine, selbst seine Lyrik ins Französische zu übersetzen, denn sein unerfüllter Wunsch war geblieben, daß das Gastland seine Meisterwerke kennen lerne. Die schmerzvollen Monate wechselten mit vorübergehenden Erleichterungen. „Ich habe keine Sehnsucht nach einer andern Welt, heile meinen Leib, nimm mir die Sorge um meinen Geldbeutel und laß mich noch heitere Tage mit meiner Frau leben!" betet er zum Schicksal. Seinem Bruder, der Arzt in Petersburg ist und ihn 1856 zu einem Aufenthalt in Nizza überreden will, antwortet er: „Der wahre Schriftsteller kann nur in Paris leben und sterben. Im Süden würde mich das Exil rascher töten als die Krankheit an der Seine!"

Mit Heines letzten Monaten ist die anziehende Gestalt der "Mouche" verbunden, einer jungen Österreicherin, Camille Selden, die ihm in Seelenfreundschaft ergeben war. Sie hatte den Dichter im Auftrage von Wiener Verehrern aufgesucht und gleich seine Sympathie gewonnen, so daß er sie bat, wiederzukommen. „Meine kosmopolitische Erziehung und eine Schwärmerei für Heine von Jugend auf hatten mich zu dieser Annäherung vorbereitet. Meine Art, ihm deutsch vorzulesen, gefiel ihm; er verwendete die kleinen Talente seiner "Mouche", wie er sagte. Auch glaubte er gemeinsame Züge zwischen uns zu erkennen; die Verachtung für das Konventionelle, Häßliche; unsere Seelen fühlten sich verwandt und hatten sich nichts zu verheimlichen . . ." Fügen wir zu dieser Selbstbeschreibung, die ein wenig die spätere Schriftstellerin verrät, hinzu, daß Frau von Krinitz ein reizendes Persönchen war mit einem aristokratischen, von braunen Locken umrahmten Mädchenantlitz. Das Leben hatte sie bereits die Resignation gelehrt, denn sie war jung an einen Franzosen verheiratet gewesen, der ihr Vermögen durchgebracht und sie verlassen hatte. Frau Heine duldete die zunehmende Intimität – Heine duzte die Freundin – nur mit Selbstbeherrschung, nicht, weil sie eifersüchtig auf die Trösterin eines Todkranken sein konnte, sondern weil sie fühlte, daß diese Deutsche etwas vom ursprünglichen Wesen des Dichters weckte und ihn ihr entfremdete. Das letztemal, als Camille Selden den Leidenden besuchte – es war Anfang Februar 1856 – und das Sprechen nicht mehr ging, ließ er sie den Hut entfernen und sich auf den Rand seines Lagers setzen; er streichelte ihre Hand, während die Freundin stille weinte. Sie versprach ihm, an den folgenden Tagen wiederzukommen, aber eine Erkältung hielt sie über eine Woche zu Hause. In der Nacht vom 17. Februar starb Heinrich Heine bei klarem Bewußtsein, tapfer wie er gelebt hatte. „Wecken Sie Mathilde nicht", sagte er zu seinem Freunde, dem Doktor Gruby, „reichen Sie mir die Blumen, die sie heute morgen für mich gekauft. Ich will ihren Duft noch einmal atmen. Wie schön ist doch die Natur!" Das waren seine letzten Worte.

Drei Tage später fuhr man seine Hülle nach dem Friedhof von Montmartre; es war eines jener traurigen Begräbnisse der Großstadt: sechs oder sieben Personen folgten dem Sarge durch die verkehrsreichen Straßen, wo teilnahmslose Menschen ihren Geschäften nachgingen. Paris, das Heine so geliebt, trug sein sorgloses Vorfrühlingsgesicht, dachte nicht an den deutschen Dichter, der einsam gestorben war und den die Gesellschaft, die ihn einst als "le plus spirituel des Allemands" gefeiert, längst vergessen hatte. Er wurde, wie er sich gewünscht, ohne religiöse Feier und ohne Trauerrede begraben. Mathilde hatte die Wohnung am gleichen Tage verlassen, der deutschen Familie die Ordnung der Angelegenheiten anvertrauend, auch blieb sie als Katholikin dem heidnischen Begräbnis fern. Um beinahe 30 Jahre hat sie den Gatten überlebt; man hörte nichts mehr von ihr, bis sie 1883 ihren Platz an seiner Seite einnahm.

*

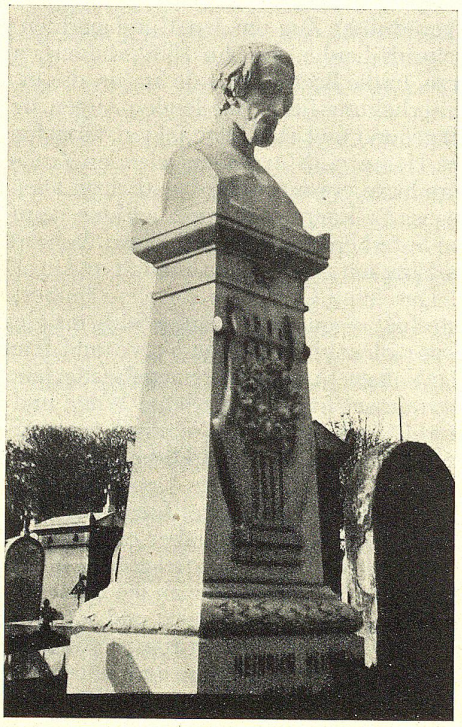
Hier auf dem Montmartre war der deutsche Dichter nicht allein. Seine Zeitgenossen und Freunde folgten ihm in kurzen Intervallen: Henri Murger, Alfred de Vigny, Berlioz, Théophile Gautier, später Offenbach, die alle in seiner Nähe ruhen und wie eine geistige Atmosphäre der Romantik ausstrahlen. Stendhal, der andere begeisterte Dichter Napoleons, ruht wenige Schritte entfernt vom Sänger der zwei Grenadiere; von Gautiers blumengeschmücktem Grabmal singt das Vöglein herüber, und dem Meister von „Faust's Verdammung" scheint der deutsche Dichter wie zu Lebzeiten sein halb spöttisches, halb ehrerbietiges "Toujours original, Maître Berlioz!" zuzuwinken. Der Montmartre-Friedhof ist nicht wie ein anderer mit düstern Gedanken des Todes erfüllt, der Tumult des Lebens klingt über ihm, und die Muse der Poesie hält den Griffel auf manchem unsterblichen Epitaph.

Heinrich Heines Grab wird täglich von Verehrern aus aller Welt besucht. Vom Denkmal des dänischen Bildhauers Hasselriis blickt sein schönes melancholisches Haupt mit den schweren Augenlidern zur Erde; man hat ihm nicht die Schleuder und den gespannten Bogen in den Marmor gehauen, wie es sich der Polemiker einst ausgedacht, sondern die versöhnende Harfe. „Ich verlange von Ihnen nur ein Sträußchen Reseda, wenn Sie nach dem Montmartre kommen," hatte der Dichter zu seiner Gönnerin Caroline Jaubert gesagt. Kein Vermächtnis ist so treu gehalten worden wie das des Heimatlosen:

Wo wird einst des Wandermüden
Letzte Ruhestätte sein?
Unter Palmen in dem Süden,
Unter Linden an dem Rhein?

Werd' ich wo in einer Wüste
Eingescharrt von fremder Hand,
Oder ruh' ich an der Küste
Eines Meeres in dem Sand?

Immerhin! Mich wird umgeben
Gottes Himmel dort wie hier,
Und als Totenlampen schweben
Nachts die Sterne über mir.



Das Grabmal Heinrich Heines in Paris.

KNABENBILDNIS. Gemälde von E. Schmid, Heiden